

HERDER- KORRESPONDENZ

MONATSHEFTE FÜR GESELLSCHAFT UND RELIGION

Heft 5

52. Jahrgang

Mai 1998

Nur wer etwas hat, wozu er sich bekennt, kann tolerant sein.

Eckhard Nordhofen

Selbstsäkularisierung

Wenn zwei das Gleiche sagen, muß dies nicht dasselbe sein. Wenn jedoch zwei so unterschiedliche Kirchenführer wie der Kölner Kardinal *Joachim Meisner* und der berlin-brandenburgische Landesbischof *Wolfgang Huber* unabhängig voneinander kritische Bemerkungen zur Lage von Kirche und Christentum machen, die sich auffällig ähneln, dann sieht man unwillkürlich etwas genauer hin.

Auf dem „Evangelisch-Sozialen Kongreß“ in Berlin meinte der liberale Sozialethiker und schnell in seine bischöfliche Rolle hineingewachsene Huber Anfang März erneut, die evangelische Kirche müsse sich kritisch mit ihrer Neigung zur „Selbstsäkularisierung“ auseinandersetzen. Verweltlichung sowie zunehmender Bedeutungsverlust der Kirche in der Gesellschaft hingen nicht nur mit den zahlreichen Austritten und der geringen Zahl der Gottesdienstbesucher zusammen. Viele Theologen hätten zu wenig von zentralen Begriffen des christlichen Glaubens und der lutherischen Rechtfertigungslehre gesprochen. Die evangelischen Pfarrer und ihre Kirchenleitungen müßten in der Öffentlichkeit wieder stärker verständlich machen, worin der Glaube bestehe.

Quer zu den Konfessionen und auch quer zu den kirchlichen Lagern

Kardinal Meisner dagegen nutzte seine Predigt als gastgebender Ortsbischof der Frühjahrsvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz in Bad Honnef zu Bemerkungen in eine ähnliche Richtung, freilich ohne den Begriff der „Selbstsäkularisierung“ zu verwenden. Früher hätten die Prediger „vielleicht allzu häufig über die vier letzten Dinge gespro-

chen: Tod, Gericht, Himmel und Hölle“. Heute spreche man „bestimmt davon viel zu wenig und wahrscheinlich zu oft über die sozialen Verhältnisse auf den fünf Kontinenten“.

Auch wenn beide Äußerungen nicht einfachhin identisch sind, so berühren sie doch ein und dieselbe Problematik. Und obwohl Meisner und Huber in ihren theologischen Positionen sicher nicht repräsentativ sind für die Kirchen insgesamt, für die sie als bevollmächtigte Sprecher auftreten, so weisen sie auf eine Problematik hin, die offenbar nicht auf eine bestimmte Konfession begrenzt ist. Was allerdings nicht heißt, daß beide Kirchen in gleichem Ausmaß und auf gleiche Weise davon betroffen sind. Und was diese Konstellation schließlich vor allem interessant macht: Allem Anschein nach läßt sich die Frage nicht einfach einordnen in das ohnehin überstrapazierte Schema von „konservativ“ und „liberal“.

Die Kirchen tun sich gegenwärtig schwer damit, in ihrem Handeln die angemessene Antwort auf die säkularisierten Verhältnisse in Gesellschaft und Kultur zu finden. Welche Rolle sie auch immer spielen wollen und sollen – nichts daran versteht sich heute von selbst. Die bekannten alten Wege führen nicht zum erhofften Ziel. Für jede neue Rolle will um Verständnis geworben werden.

Was meint in dem Zusammenhang „Selbstsäkularisierung“? Der Neologismus „Selbstsäkularisierung“ lebt vom Bezug zu dem, was unter „Säkularisierung“ verstanden wird. Auch wenn die Säkularisierungsthese heute weit weniger unangefochten darsteht als noch vor zwei oder drei Jahrzehnten – das Lebensgefühl wird weiterhin von dem Eindruck geprägt, daß der einst vom Religiösen bzw. Sakralen eingenommene Raum im Leben von einzelnen Menschen wie von Kollektiven nach und nach von Profanem besetzt wird.

Bei aller überraschenden Lebendigkeit des Religiösen außerhalb der traditionellen „Anbieter“ – der moderne Mensch scheint auch ohne eine religiöse Deutung seiner eigenen Existenz wie auch der Wirklichkeit insgesamt recht gut auszukommen. Bereiche, für die der Gottesbezug lange unverzichtbar schien, emanzipieren sich hiervon. Die Kirchen als quasimonopolistische Verwalter der Sache des Christentums büßen an gesellschaftlicher Bedeutung ein. Glaube und Glaubenspraxis verlieren an Objektivität – bedeutsam ist nur mehr, was der einzelne subjektiv davon realisieren kann.

Die Ursachen für die Säkularisierung werden in der Regel außerhalb von Kirche und Christentum gesucht: in der Modernisierung der Lebensverhältnisse. Die Theologie weiß um die Tatsache, daß dem jüdisch-christlichen Glauben selbst ein säkularisierender, mit anderen Worten: ein die Welt entzaubernder Zug innewohnt – dennoch stellt man sich unter Säkularisierung in erster Linie etwas vor, das von außen den Stellenwert von Glaube und Christentum in der modernen Gesellschaft nachteilig verändert.

Die problematische Erinnerung an eine christentümlich geprägte Vergangenheit

Das Wort von der Selbstsäkularisierung dreht den Spieß um und behauptet, daß Kirche und Christentum teilweise wenigstens mitursächlich für die Entwicklung seien. Nicht als ob das Gesamtphänomen hausgemacht sei, aber Trends, die sich von außen gegen den Glauben, gegen das Heilige, gegen das Sakrale, das Mysterium richten, würden von innen her zusätzlich verstärkt und verlängert. „Selbstsäkularisierung“ ist insofern in erster Linie eine Kategorie kirchlicher bzw. christlicher Selbstkritik.

Unterschiedlichste Symptome werden hierfür als Beweise angeführt: Wenn im Religionsunterricht über alles, nur nicht über Religion gesprochen wird; wenn in der kirchlichen Verkündigung mehr über ethisch relevante Fragen, zumal in problematisch moralisierender Form, als über den Glauben zu hören ist; wenn bei ethischen Äußerungen der Kirche die spezifisch christliche Begründung zugunsten einer ausschließlich vernunftgeleiteten Argumentation vernachlässigt wird; wenn im liturgischen Raum elementare Gesetze des Sakral-Kultischen unbeachtet bleiben; wenn materiale Glaubensaussagen in Verkündigung und Katechese eine geringe Rolle spielen, und anderes mehr – immer dann und noch häufiger fragt man sich, ob in den Kirchen selbst eigentlich genug und das Richtige getan wird, um sich dem herrschenden Säkularisierungstrend wenn schon nicht entgegenzustemmen, so doch wenigstens die eigene Identität zu wahren. Eine nachhaltige Deprofilierung des Christentums würde seinen behaupteten Bedeutungsverlust nur noch weiter bestätigen und verstärken.

Kirchliche Selbstkritik dieser Art ist allerdings – und das macht ein Teil der Unsicherheit im Umgang mit ihr aus – immer auch mit Vorsicht zu genießen. Können dies nicht auch

Varianten eines kulturpessimistischen Unwillens sein, sich mit den Gegebenheiten einer unverstandenen Gegenwart zu arrangieren? Die Erinnerung an eine weniger säkularisierte, christentümlicher geprägte Vergangenheit ist ein wenig zuverlässiger Maßstab. Mit den radikal gewandelten Verhältnissen der Gegenwart stellen sich neuartige Schwierigkeiten und Fragen, die berücksichtigt sein wollen. Inwieweit man eine angemessene Antwort auf die veränderten säkularisierten Verhältnisse findet oder faktisch weiterer Säkularisierung Vorschub leistet, läßt sich dies überhaupt so einfach ausmachen?

So sehr sich Äußerungen in den beiden großen Kirchen zum Thema „Selbstsäkularisierung“ jedoch auch gleichen – gemeint ist und beschrieben wird sehr Verschiedenes. Die Vorgeschichte, die diese Äußerungen innerhalb ihres jeweiligen kirchlichen Kontextes haben, unterscheiden sich z. T. erheblich.

Von seiner Entstehungszeit an hat sich der Protestantismus den säkularisierten Verhältnissen nicht nur offensiv gestellt und sie angenommen, sondern war selbst ein prominenter Motor dieser Entwicklung. Es verwundert daher nicht, daß er von der Selbstsäkularisierung schärfer betroffen sein dürfte als der Katholizismus.

Als „Kirche des Wortes“ war das reformatorische Christentum dazu prädestiniert, Wege der Entsakralisierung voranzugehen. Als „Religion der Freiheit“ führte ein direkter Weg zu einem Subjektivismus, der die kirchlich-gemeinschaftliche Dimension des Glaubens und damit Sichtbarkeit sowie institutionelle Verfaßtheit in den Hintergrund treten ließ.

Die selbstsäkularisierende Krise des kirchlichen Amtes

Wenn man sich gegenwärtig in der evangelischen Kirche um ein geschärftes Profil als Kirche der Reformation bemüht, ist dies eine Teilantwort auf den Befund selbstsäkularisierender Tendenzen. Man möchte sich entschiedener und unverwechselbarer, als dies z. T. in der Vergangenheit geschah, in das Gespräch der Gesellschaft einbringen. Man will sich neu konzentrieren auf das, was man als Kirche der Reformation unersetzbar durch andere einzubringen hat. Nicht zuletzt die Negativ-Erfahrungen im Zusammenhang mit der „Opferung“ des Buß- und Bettags zum Stopfen einer Lücke in der sozialstaatlichen Versorgung hat in dieser Hinsicht ein Umdenken befördert.

In der katholischen Kirche ist der Ausgangspunkt ein anderer. Von einem Teil von Kirchenvolk und Hierarchie wird seit Jahren der Verdacht geäußert, der Geheimnischarakter des Glaubens drohe verlorenzugehen, weil man zulasse, daß der Wahrheitsanspruch des christlichen Glaubens Nützlichkeits- und Machbarkeitserwägungen geopfert werde. „Selbstsäkularisierung“ ist diesem Verständnis nach zuerst Ausdruck und Folge einer von manchen als überzogen eingestuften Anpassungshaltung der Christen gegenüber der herrschenden säkularen Kultur.

Traditionell galt und gilt die katholische Kirche als eine Kirche, die den Säkularisierungstendenzen vergleichsweise deutlich widerstanden hat. Dennoch verschloß sie sich nicht einem nötigen Umdenken. Im Zweiten Vatikanischen Konzil entschied sie sich unter dem Stichwort von der legitimen „Autonomie der irdischen Wirklichkeit“ zugunsten einer Bejahung der Weltlichkeit der Welt, was nicht mit einer pauschalen Gutheißung all dessen zu verwechseln ist, was die säkulare Welt ist und will.

Die katholische Kirche verfügt über Mittel, Sakralität und Profanität bei aller prinzipiellen Verschiedenheit zusammenzudenken. In der Liturgiereform bzw. der nachkonziliaren liturgischen Entwicklung ging sie daran, nach historischen wie theologischen Kriterien die eigene Praxis zu entrümpeln, ohne jedoch Sakralität deswegen in Frage zu stellen.

Was aus diesen Ansätzen faktisch wurde, steht auf einem anderen Blatt. Eine konsequente Entsakralisierung hatte in der katholischen Kirche keine wirkliche Chance, Ansätze dazu wurden durch Gegenbewegungen korrigiert. Dennoch bestehen weiterhin unterschiedliche Auffassungen darüber, worin der Transzendenzbezug liturgischen Handelns etwa zum Ausdruck kommen kann. Was mancher Selbstsäkularisierung bzw. Entsakralisierung auf liturgischem Gebiet nennt, darunter versteht ein anderer Ansätze zu einer zeitgenössischen Lebensverhältnissen angemessenen inkulturierten Liturgie.

Mit Selbstsäkularisierung sieht sich die Kirche dagegen auf einem anderen Gebiet unerwartet heftig konfrontiert. Das sakramental übertragene Amt ist weniger aus Gründen seiner möglichen Entsakralisierung in Gefahr, sondern weil es in Teilen der Kirche schlicht von der Bildfläche verschwindet. Jüngste Versuche, das Profil des speziellen Priestertums auf autoritativem Wege deutlicher vom allgemeinen Priestertum zu unterscheiden, mit anderen Worten: Tendenzen der Selbstsäkularisierung einen Riegel vorzuschieben, muten angesichts der Massivität dieser Entwicklung hilflos an.

Auch die geistliche Ordnung dieser Kirche ist nicht deshalb bedroht, weil sie grundlegend in Frage gestellt würde, sondern weil der Einheitsdienst unter heutigen Bedingungen anspruchsvoller denn je ist; weil z. T. Bischöfe in ihre Ämter gelangt sind, die sich nicht als Brückenbauer verstehen, sondern als Meinungsführer erklärter Minderheiten auftreten. Ungewollt wirken sie damit selbstsäkularisierend, da sie das sakramental überantwortete kirchliche Amt zusätzlich zu den ohnehin bestehenden Schwierigkeiten bei seiner theologischen Begründung in eine tiefe Krise führen.

So verschieden indes die Ausgangspunkte der beiden großen Kirchen auch sind – bei der Frage, wie sie sich in einem säkularisierten gesellschaftlichen und kulturellen Umfeld einrichten sollen, unterscheiden sich ihre möglichen Wege nicht sonderlich.

Zwischen der Notwendigkeit zu Stellungnahmen zu gesellschaftlichen Fragen, die aus dem christlichen Glauben heraus begründet werden, bzw. aktivem sozialdiakonischem Handeln einerseits und dem Bezug zu zentralen Aussagen

des christlichen Glaubens andererseits gibt es keine Alternative. Eine Kirche, die sich vor allem in sogenannten profanen Themen tummelt, aber den Transzendenzbezug, das Sakrale, materiale Glaubensaussagen vernachlässigt, sägt den Ast ab, auf dem sie sitzt. Und umgekehrt versündigt sich eine Kirche, die den Glauben nicht praktisch werden läßt, an eben diesem Glauben. Hier die nötige plausible Balance zu finden, ist das eigentliche Problem.

Die größte Gefahr: weiterzumachen, als wäre nichts geschehen

Sosehr es kirchlicherseits z. T. auch eine Flucht in die Ethik gibt – mindestens so verhängnisvoll ist es, wenn zwischen religiösen, theologischen, ethischen, rechtlichen und politischen Aussagen nicht deutlicher unterschieden wird, als es zuweilen geschieht; wenn die gottesdienstliche Bitte zur moralisierenden Dienstanweisung gerät; wenn die Komplexität politisch-ethischer Zusammenhänge in kirchlicher Rede so heruntersimplifiziert wird, daß man den Eindruck haben kann, man sehe sich einem spiritualisierenden Neointegralismus gegenüber.

Der Eindruck eines vermeintlichen Zuviel an gesellschaftlichen Stellungnahmen, entsteht im übrigen möglicherweise auch dadurch, daß das relative Gewicht des Ethischen zuweilen über Gebühr zunimmt – dann nämlich, wenn man sich in der Verkündigung um sperrige und theologisch anspruchsvolle Aussagen der materialen Glaubenstradition herumdrückt. Die Flucht in die Ethik resultiert zu einem guten Teil auch aus einer Kapitulation vor der Beschäftigung mit der klassischen Glaubenslehre.

Für den Umgang mit zentralen Glaubensaussagen bedeutet dies andererseits: So unverzichtbar ein profilierter Umgang mit den zentralen Themen des Glaubens auch ist – es genügt nicht, lediglich einzuklagen, es müsse mehr über die Dreifaltigkeit, die Erbsünde, die Hölle und den Himmel, mehr über Sünde u. a. gesprochen werden. Manche innerkirchliche Kritik, die auf den Vorwurf der Selbstsäkularisierung hinausläuft, drückt sich um die Frage der schwierigen Vermittlungsarbeit eben dieser Themen herum.

Oder in der liturgischen Praxis: Es kann nicht angehen, aus Angst vor Selbstsäkularisierung die faktisch vorhandenen Veränderungen in den Bedürfnissen und Zugangsbedingungen zu leugnen. Gerade auf liturgischem Gebiet kann man nicht eine Selbstverständlichkeit vortäuschen, die es so immer weniger gibt. Das heißt nicht, daß jede unliturgische Pädagogisierung und Verwortung des Kultischen damit als gerechtfertigt anzusehen wäre. Nur ist Liturgen und Verkündern, die sich solchen Vorwürfen aussetzen, zugutezuhalten, daß sie offenbar immerhin ein Problem wahrnehmen, selbst wenn ihre Realisierung zu wünschen übrig läßt. Bedrückender jedenfalls als mißlungene Versuche, sich auf die heutigen Verhältnisse einzustellen, dürfte die Haltung sein, so zu tun, als könne man einfach so weitermachen. *Klaus Nientiedt*